

*Von Gernot Gricksch sind bereits  
folgende Titel erschienen:*

Die Herren Hansen erobern die Welt  
Die denkwürdige Geschichte der Kirschkerne-spuckerbande  
Die Bank der kleinen Wunder  
Robert Zimmermann wundert sich über die Liebe  
Freilaufende Männer  
Königskinder  
Das Leben ist nichts für Feiglinge  
Die heldenhaften Jahre der Kirschkerne-spuckerbande  
Morgens in unserem Königreich

*Über den Autor:*

Gernot Gricksch, geboren 1964, ist Kolumnist, Kinokritiker und Autor von Romanen, Sachbüchern und Drehbüchern. Er ist einer der meistverfilmten deutschen Autoren und lebt mit seiner Familie in Hamburg. Gernot Gricksch versteht es wie kaum ein anderer deutscher Unterhaltungsautor, sein Publikum zum Lachen zu bringen, zu Tränen zu rühren und dabei so einiges über das Innenleben von Männern zu verraten, was »echte Kerle« nur zu gerne für sich behalten und viele Frauen gerade deswegen hochspannend finden. Zu Gernot Grickschs größten Erfolgen gehören *Die denkwürdige Geschichte der Kirschkerne-spuckerbande* und *Freilaufende Männer*. Sein Roman *Robert Zimmermann wundert sich über die Liebe* wurde 2006 mit dem Literaturpreis DeLiA als bester Liebesroman des Jahres ausgezeichnet, die eigene Drehbuchadaption mit dem Norddeutschen Filmpreis und dem Bayerischen Filmpreis. Nach *Freilaufende Männer* wurde 2012 der Roman *Das Leben ist nichts für Feiglinge* mit Wotan Wilke Möhring verfilmt.

Gernot Gricksch

ROBERT  
ZIMMERMANN  
WUNDERT SICH  
ÜBER DIE  
LIEBE

Roman

KNAUR 

Dieser Titel erschien im Knaur Taschenbuch Verlag bereits  
2005, 2008 und 2012 unter den Bandnummern  
62612, 50221 und 51223.

Besuchen Sie uns im Internet:  
[www.knaur.de](http://www.knaur.de)



Vollständige Taschenbuchausgabe Mai 2016  
© 2005 Knaur Taschenbuch  
Ein Imprint der Verlagsgruppe  
Droemer Knaur GmbH & Co. KG, München  
Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise –  
nur mit Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.  
Covergestaltung: Mediabureau Di Stefano, Berlin  
Coverabbildung: Gettyimages/LoudRedCreative,  
A-Digit, 4x6, Ollustrator  
Satz: Adobe InDesign im Verlag  
Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck  
ISBN 978-3-426-51976-9

2 4 5 3 1

Robert Zimmermann  
wundert sich über die Liebe



# 1.

*Ich heiße Robert Zimmermann, und ich hasse meinen Namen. Vielleicht gehören Sie zu jenen Leuten, die an Robert Zimmermann nichts Negatives entdecken können. Vielleicht finden Sie, mein Name klnge etwas steif, nicht sehr originell, aber doch wohl keineswegs hassenswert – aber dann gehören Sie eben nicht zu den erschreckend vielen Menschen, die wissen, dass Robert Zimmermann der Geburtsname Bob Dylans ist. Jawohl, Amerikas größte Hippielegende und ich haben denselben Namen im Reisepass! Und Sie können sich nicht vorstellen, wie viele Leute sich deshalb berufen fühlen, mich mit irgendwelchen blöden Witzen zu traktieren.*

*Eben gerade ist es wieder passiert. Ich sitze hier an Bord einer British-Airways-Maschine, und die Stewardess, die meinen Namen offenbar bereits in der Passagierliste entdeckt hatte und schon so blöde grientete, als ich meinen Platz einnahm, tauchte plötzlich mit einer Thermoskanne neben mir auf und fragte giggelnd und übertrieben laut: »One more cup of coffee?« Und prompt stimmten ihre zwei Kolleginnen, die hinter dem Vorhang der ersten Klasse auf ihren Einsatz gelauert hatten, prustend im Chor ein: »One more cup of coffee for the roooooad, one more cup of coffee before I gooooo ... to*

the valley below!« Es folgte das obligatorische Gegacker der vermeintlich Witzigen.

*Okay, es ist zugegebenermaßen eine angenehme Abwechslung, wenn jemand mal einen anderen Song als Blowing in the Wind oder The Times, they are a-changing für seinen Bob-Dylan-Namensvetter-Witz benutzt. Normalerweise hätte ich die erstaunliche Tatsache, dass drei junge, hübsche Frauen, für die doch eigentlich selbst der Sommerhit des letzten Jahres schon ein Oldie sein müsste, einen eher unbekanntem und obendrein rund 30 Jahre alten Dylan-Song im Repertoire haben, wohl auch mit einem höflich-neckischen Grinsen quittiert. Aber nicht heute. O nein, heute nicht! Denn heute ist der entsetzlichste Tag meines Lebens. Heute ist der Tag, an dem ich meine große Liebe verloren habe.*

*Wenn ich tatsächlich Bob Dylan wäre, würde ich jetzt einen Kugelschreiber zücken und auf einer British-Airways-Serviette den tragischsten und herzerweichendsten Song meiner Karriere niederschreiben. Ich würde mir dann meine Klampfe schnappen, die natürlich wie eine Geliebte neben mir auf einem Extraplatz reisen würde, und mit meiner unvergleichlichen Stimme, die klingt, als ob ich einen Tampon in der Nase und seit drei Tagen nicht mehr geschlafen habe, die Ballade meines großen Unglücks anstimmen. Und alle meine Mitreisenden, selbst die Manager mit den Aktenkoffern auf dem Schoß, würden hemmungslos zu schluchzen beginnen und noch Jahre später von diesem denkwürdigen Flug mit dem traurigsten Mann der Welt erzählen.*

*Aber ich bin ja nicht Bob Dylan. Ich bin nur Robert*

*Zimmermann. Alles, was ich tun kann, ist, Ihnen zu erzählen, was mir passiert ist. Die ganze Geschichte.*

*Was ich Ihnen zu erzählen habe, ist eine Liebesgeschichte. Es ist jedoch keine gewöhnliche Liebesgeschichte. Aber andererseits: Wann war die Liebe je gewöhnlich?*

Alles begann vor 14 Monaten. An einem Montag im Mai. Es war ein schöner, sonniger Frühlingstag im sonst nicht gerade sonnenverwöhnten Hamburg. Und ich hatte einen Saucenfleck auf meinem Anzug.

Ich besaß damals zwei Anzüge. Nicht aus Überzeugung oder modischer Erwägung, sondern weil ich sie für meinen Job brauchte. Ich war für die Pressearbeit der Computer- und Videospiefirma *CloneByte* zuständig, und obgleich sich unsere Branche sonst gern den Anstrich eines Horts von freidenkenden Partyjüngern und hippen Individualisten gibt, bestand mein Boss darauf, dass ich mich bei offiziellen Terminen und Präsentationen dem branchenübergreifenden Schlips-Diktat beugte. An diesem Montagabend sollte ich einer Gruppe geladener Journalisten im schicken *Park-Hyatt*-Hotel unser neues *Nintendo-Gamecube*-Spiel *Metroid Frenzy 2* vorführen.

Ich wollte am Abend direkt von meinem Büro in der Hamburger Jarrestadt zum Hotel in der Innenstadt fahren und hatte mich deshalb bereits morgens in den edlen Zwirn geworfen. Keine gute Idee. Denn als ich mir Mittags mit meinem Kollegen Jens am Imbiss an der Straßenecke eine Currywurst einverleiben wollte, musste ich lernen, dass Wurstwaren erschreckend große Sprünge

vollführen können, wenn man mit einer Plastikgabel in sie hineinzustechen versucht und dabei an der ketchupgetränkten Pelle abrutscht. Die Currywurst attackierte mich im Brustbereich, und der Fleck, den die an ihr klebende Currysauce darob auf meinem *Hugo-Boss*-Designeranzug hinterließ, hatte die Größe (und wegen der untergerührten geschmorten Zwiebeln auch die Konsistenz) eines überfahrenen Igels.

Mein zweiter Anzug lag zu Hause zerknittert im Wäschekorb. Und so blieb mir nichts anderes übrig, als mit meinem ketchupverschmierten Sakko in die nächste chemische Schnellreinigung zu trotten und zu beten, dass der Wortteil *Schnell* auf dem Neonschild über der Tür den Tatsachen entsprach.

»Wir sind verpflichtet, eventuelle Gewalttaten polizeilich zu melden«, sagte die Frau hinter dem Tresen mit ernster Stimme und hielt vorwurfsvoll das Sakko hoch, das tatsächlich aussah, als hätte ich mich im Blut eines Mordopfers gesuhlt.

»Das ist Ketchup«, murmelte ich bloß. Normalerweise bin ich schlagfertiger. Ehrlich.

»Das sagen sie alle«, sagte die Reinigungsexpertin und lächelte nun doch ein wenig. Ihre grünen Augen funkelten. Für einen kurzen Augenblick blendeten sie mich richtig, diese erstaunlich grünen Augen.

Sie schnupperte kurz an dem Fleck. »Curry«, stellte sie dann fest. »Da lief wohl einiges an der Frittenbude schief, hm? Sind Sie nicht schon einen Tick zu alt, um noch mit Essen zu kleckern?«

Ich wurde tatsächlich ein wenig rot. »Die Wurst war feindselig«, sagte ich entschuldigend.

Die Frau lachte. »Eine Kampfwurst. Soso.«

»Wie schnell können Sie es reinigen?«, fragte ich ganz geschäftsmäßig, um den für mich arg peinlichen Kleckerdialog zu beenden. »Ich habe heute Abend nämlich einen wichtigen Termin.«

»Eigentlich dauern Sakkos 24 Stunden«, sagte die Frau.

»Und un-eigentlich?«, hakte ich nach und setzte dabei mein verführerischstes Lächeln auf. Ich weiß, wie ich Frauen dazu bewegen kann, mir etwas weiter entgegenzukommen, als sie es ursprünglich geplant haben.

»Drei«, lächelte sie. Es war ein nettes Lächeln, ein attraktives Lächeln, ein einnehmendes Lächeln – aber keines, das mir als Mann galt. Es war ein unverbindliches, universelles Kunden-Lächeln. Die Frau mit den wunderschönen grünen Augen hätte den Gefallen einer beschleunigten Sakko-Säuberung offenbar jedem getan, der sie freundlich genug darum bat. Der spezielle Charme, den ich mir gern zuschreibe, schien an ihr abgeprallt zu sein. Ich war nichts Besonderes für sie.

Das wurmte mich.

»Toll, danke«, sagte ich trotzdem und überlegte kurz, ob ich diese zwei Worte mit einem Zwinkern begleiten sollte. Doch wenn auch dieser Flirtversuch ohne nennenswerte Wirkung verpufft wäre, hätte mein Ego womöglich Schaden genommen. Also lächelte ich einfach nur weiter.

»Auf welchen Namen?«, fragte die schnelle Sauberfrau

und zückte einen kleinen Quittungsblock. Ich betrachtete ihre Hände. Sie hatte außergewöhnlich schlanke Finger.

»Robert Zimmermann«, beantwortete ich ihre Frage. Ich sah, dass sie aufhorchte und sehr wohl wusste, was es mit meinem Namen auf sich hatte. Sie überlegte offenkundig, ob sie etwas Pfiffiges sagen sollte. Doch dann entschied sie sich Gott sei Dank dagegen, notierte einfach nur meinen Namen, als hätte er nichts Ungewöhnliches an sich, und reichte mir den nummerierten Abschnitt der Quittung. Für den Bruchteil einer Sekunde berührte ihre Hand dabei die meine, was ich erstaunlich erfreut zur Kenntnis nahm.

»Um fünf können Sie das Sakko abholen.«

»Mach ich«, antwortete ich. »Bis dann.«

»Bis dann«, sagte die Frau und wandte sich dann, ohne mich eines weiteren Blickes zu würdigen, dem nächsten Kunden zu. Ich hatte gar nicht mitbekommen, dass nach mir jemand den Laden betreten hatte. Es hatte sich angefühlt, als wären die Frau und ich ganz allein gewesen. Nur sie und ich.

Nachdem ich die Reinigung verlassen und sich die Tür mit einem leisen *Bing Bong* hinter mir geschlossen hatte und ich jackenlos den Rückweg ins Büro antrat, fühlte ich mich irgendwie seltsam. Mein Herz klopfte. Gedankenverloren rieb ich meine Hand.

Ich bin es gewohnt, dass Frauen mit mir flirten. Das mag eingebildet klingen, ist aber einfach wahr. Ich bin 27 Jahre alt, einen Meter neunundachtzig groß, schlank und durchtrainiert. Ich habe ein kantiges Gesicht mit mar-

kantem Kinn, ich habe dunkelblondes, modisch geschnittenes Haar, blaue Augen und einen Mund, mit dem es sich, wie bereits erwähnt, ganz wunderbar lächeln lässt. Ich sehe gut aus. Ist einfach so. Natürlich ist Aussehen Glückssache, größtenteils zumindest, aber es ist eben auch ein nicht zu verachtender Vorteil im Leben.

Ich war bereits auf der Schule ein Mädchenschwarm, ich kenne es gar nicht anders. Natürlich genieße ich es, wenn ich die verstohlenen Blicke gutaussehender Frauen auf mir spüre, und es ist durchaus schon vorgekommen, dass ich mir selbstzufrieden im Spiegel zugezwinkert habe. Aber unterm Strich versuche ich, aus meinem guten Aussehen keine allzu große Sache zu machen.

Lorna hat mal gesagt, es sei typisch für die wirklich schönen Menschen, dass sie ihre körperlichen Vorzüge als etwas Selbstverständliches betrachten. Menschen wie ich könnten sich gar nicht vorstellen, wie es sei, als optisches Mittelmaß durchs Leben zu gehen oder sich für ihre Attraktivität ein Bein ausreißen zu müssen. Ich dachte mir, dass eine Beinamputation der Attraktivität doch eigentlich alles andere als förderlich sei, behielt diesen logischen Einwand aber für mich. Lorna war meine Freundin, und Logik zählte nicht zu ihren herausragenden Eigenschaften. Außerdem wusste ich, dass Lorna es nur gesagt hatte, um ein Kompliment aus mir herauszukitzeln. Sie wollte von mir hören, dass sie selbst doch weiß Gott auch eine Schönheit sei. Und mit ihrer Porzellanhaut, ihren perfekten Körpermaßen, ihren festen, nicht zu großen und nicht zu kleinen Brüsten, ihrem kleinen, strammen Po, ihrem vollen, blonden, leicht gewellten Haar und ihren braunen

Schlafzimmeraugen ist sie das vermutlich auch. Also sagte ich brav, was sie hören wollte. Sie freute sich darüber. Und abends hatten wir dann Sex, wir beiden schönen Menschen. Hipp, hipp, hurra.

Wie gesagt: Ich bin es gewohnt, dass Frauen mich attraktiv finden und dass sie mir das oft auch zeigen. Die Frau aus der Reinigung jedoch hatte kein besonderes Interesse an mir signalisiert. Zuerst dachte ich, sie würde mit mir flirten, wegen der frechen Sprüche über mein Kleckern. Aber letztlich sah es doch so aus, als wäre sie einfach ein humorvoller Mensch und würde öfter mal mit Kunden herumscherzen. Wahrscheinlich hatte sie mich schon vergessen.

Mir dagegen blieb sie im Kopf kleben. Den ganzen Weg zum Büro dachte ich über sie nach – obwohl es an diesem Tag weiß Gott anderes gab, womit ich mich gedanklich zu beschäftigen hatte. Die Präsentation am Abend war eine echt große Nummer und erforderte noch einiges an Organisation. Doch so sehr ich mich auch zwang, über die termingenaue Anlieferung des Beamer, über die Details des Büfetts und die Auswahl der Getränke nachzudenken, die wir den Journalisten servieren wollten – immer wieder wanderten meine Gedanken zurück zu der Frau in der Reinigung. Und irgendwann merkte ich, dass sich dabei ein geistesabwesendes Lächeln auf meinem Gesicht breitgemacht hatte.

Ich war verwirrt. Was ging denn hier ab? Wieso vergaß ich die Frau nicht einfach, so wie sie mich wahrscheinlich auch? Es war ja keineswegs so, dass mir noch

nie zuvor amüsante, attraktive Frauen begegnet waren. Und auch wenn ich es nicht gern zugebe: Einige von denen haben mich nicht mal mit dem Arsch angeguckt. Brad Pitt bin ich eben doch nicht. Damit kann ich leben, ehrlich. Bei der Frau aus der Schnellreinigung aber wurmte mich der offenbar mäßige Eindruck, den ich hinterlassen hatte, furchtbar. Ich kam überhaupt nicht darüber hinweg. Diese Frau war irgendwie ... anders. Von diesem ersten kurzen Treffen an wusste ich bereits, dass sie etwas Besonderes war. Etwas ganz Besonderes.

Ach ja: Habe ich schon erwähnt, dass sie so etwa fünfzehn bis zwanzig Jahre älter war als ich und dass in ihrem Haar bereits ein paar graue Strähnen schimmerten?

»Ist Steve heute Abend auch da?«, fragte Lorna am Telefon. Sie hatte kurz nach meiner Rückkehr ins Büro angerufen.

»Er hat sich zumindest angemeldet«, antwortete ich, nachdem ich einen Blick auf die Liste der akkreditierten Journalisten für die Präsentation geworfen hatte.

»Ach«, seufzte Lorna, »ich wünschte, ich könnte auch kommen. Steve ist sooo cool!«

Lorna sprach von Steve-P, dem Moderator der MTV-Computerspielsendung *Byte my Ass*, einem goateebärtigen, blond gefärbten Hippster, der von Spielen ungefähr so viel Ahnung hatte wie ich von der hohen Kunst des Ikebana. Steve-P ließ sich seine gesamten Texte heimlich von pickligen vierzehnjährigen Computersüchtigen schreiben und reicherte sie dann nur noch mit pseudocoolen Gags an. Die breite Masse vor der Glotze hielt ihn

jedoch für den Papst des digitalen Entertainments. Irgendwann würde ich seinen Fans gerne erzählen, dass ich mal beobachtet habe, wie Steve-P eine Viertelstunde lang vergeblich versucht hat, Super Mario durch den Lava-Level zu bugsieren. Das können selbst Fünfjährige im Halbschlaf.

»Kann ich?«, fragte Lorna und schreckte mich aus meinen Gedanken auf.

»Was?«, fragte ich zurück.

»Ach, Dummerchen! Kann ich zu der Präsentation kommen? Bitte, bitte«, säuselte Lorna mit ihrer lasziven Sirupstimme, der sich kaum ein Testosteronproduzent erwehren kann. Bei mir funktionierte sie allerdings nicht mehr so recht. Ich war einfach schon zu oft von ihr vollgeschleimt worden.

»Klar«, murmelte ich trotzdem. Wenn Lorna partout den großen Steve treffen wollte, sollte sie den großen Steve eben treffen. Mir doch wurscht.

»Du bist soooo ein Schatz«, säuselte meine zufriedene, promihungrige Freundin.

»Um acht«, sagte ich. »Park Hyatt.«

Als ich auflegte, fragte ich mich einmal mehr, warum ich eigentlich noch mit Lorna zusammen war. Traurig, aber wahr: Sie war einfach langweilig. Klar, sie sah aus wie modelliert, und ihre Blowjobjobs waren Weltklasse, aber ich freute mich schon seit einer ganzen Weile nicht mehr, wenn ich sie sah. Und es fiel mir nicht einmal schwer, meine Gefühle für sie in vier einfache Worte zu kleiden: Ich hatte sie über. Vielleicht brauchte ich ein Beziehungs-Update.

Natürlich war mir die Gefahr, mich lächerlich zu machen, bewusst gewesen. Trotzdem hatte ich auf dem Weg zur Schnellreinigung doch einen Strauß Frühlingsblumen gekauft. *Als kleines Dankeschön für die außergewöhnlich schnelle Reinigung meines Sakkos.* So die offizielle Version. *Und weil ich Sie die letzten drei Stunden einfach nicht aus meinem Kopf herausbekommen habe.* Doch das würde ich wohl besser erst einmal für mich behalten.

Kurz bevor ich die chemische Reinigung erreichte, fragte ich mich dann aber doch noch einmal mit Nachdruck, ob ich eigentlich verrückt geworden war. Was sollte denn das? Warum wollte ich diese mir völlig unbekannte Frau partout beeindrucken? Warum wollte ich ums Verrecken mehr für sie sein als bloß ein ganz normaler Kunde? Das ergab doch alles gar keinen Sinn! Ich war drauf und dran, die Blumen einfach in ein Gebüsch zu schmeißen und mich so vor einer recht wahrscheinlichen Blamage zu bewahren. Aber irgendetwas hielt mich davon ab. Ich fand sie attraktiv, diese Frau. *Sehr* attraktiv sogar. Und auf vage, mysteriöse Art begriff ich, dass diese Schönheit nicht nur äußerlich war. Ich *wollte* ihr die Blumen geben. Ich *musste* ihr die Blumen einfach geben.

Rückblickend weiß ich nicht, ob ich damals wirklich auf den ersten Blick gesehen, erkannt, gespürt habe, dass diese Frau anders als jede andere Frau ist, die ich je getroffen habe und womöglich in meinem Leben treffen werde. Aber ich mag die Vorstellung. Ich mag die Idee, dass es sofort diese unsichtbare, funkensprühende Verbindung zwischen ihr und mir gab. Das ist zwar kitschig, aber irgendwie auch cool.

Vielleicht – und um ehrlich zu sein: *wahrscheinlich* – war ich aber zuerst bloß angepisst, weil ich bei ihr ins Leere geflirtet hatte. Vermutlich war es vor allem ge-kränkte Eitelkeit. Vielleicht hätte ich nie etwas unter-nommen, wenn sie bei unserem ersten Zusammentreffen auf mein magisches Lächeln brav mit gebührendem weiblichem Entzücken reagiert hätte. Vielleicht hätte ich mich einfach nur über die Aufmerksamkeit und Bestäti-gung gefreut, und damit hätte sich die Sache gehabt.

Ganz egal, warum es so gekommen war – schließlich stand ich mit einem Blumenstrauß in der Hand vor der Reinigung. Als ich die Tür öffnete, sah ich allerdings eine andere Person als meine grünäugige Reinigungsfee hin-ter dem Tresen stehen. Ein Mädchen. Siebzehn, achtzehn Jahre alt vielleicht. Sie trug eine dieser gelblich ein-gefärbten Brillen, die der Popstar Anastacia populär gemacht hat, und sie musste kurz zuvor gestolpert und in einen Schminkkoffer gefallen sein: Sie hatte ein quietschbuntes Gesicht.

Ich schob meinen Quittungsabschnitt über den Tresen und räusperte mich. »Vorhin hat mich eine Kollegin von dir bedient, so etwa vierzig Jahre alt. Grüne Augen. Brünnett.«

»Ach, Monika«, sagte das Mädchen. »Ich meine: Frau Bleckner.«

*Monika.* Sie hieß Monika.

»Die hat schon Feierabend«, fuhr das Mädchen achsel-zuckend fort, während sie mein Sakko von der Garde-robenstange angelte.

»Oh«, sagte ich und warf einen ratlosen Blick auf mei-

ne Blumen. *Ach, was soll's.* »Na ja, ich kann sie ja auch dir geben. Danke, dass es so schnell geklappt hat mit dem Sakko.« Ich schob die Blumen über den Tresen, ohne das Mädchen dabei anzuschauen. *Die* war mir schließlich egal.

Mein Gegenüber staunte. »Danke, ey«, sagte sie. Ich gönnte ihr nun doch einen kurzen Blick. Ihre rotlackierten Wangen schoben sich beim Lächeln nach oben. Sah so aus, als wäre es das erste Mal in ihrem Leben, dass ihr jemand Blumen schenkte.

Ich bezahlte und verließ das Geschäft.

*Monika.*

Es war halb zwei Uhr nachts, als ich nach Hause kam. Die Präsentation hatte sich ziemlich hingezogen, und danach waren Lorna, ich und ein paar der Journalisten noch in einer Kneipe auf dem Kiez versackt. Steve-P, dem Lorna während des offiziellen Termins voll entwürdigendem Groupie-Gehabe kaum von der Pelle gerückt war, hatte sich ziemlich schnell verabschiedet, weil er noch den Spätflug zurück nach London nehmen musste. Lorna war enttäuscht. Und noch enttäuschter war sie zu sehen, dass der Rest der Computerjournalisten-Gang vorwiegend aus Menschen bestand, die sich immer noch von ihren Müttern die Klamotten bei *Quelle* bestellen ließen, *Star-Trek*-Videos sammelten und sich eine Viertelstunde lang mit Wollust über den neuen *Matrox*-Grafikbeschleuniger ereifern konnten. Nur wer jemals mit anhören musste, wie ein Computerfreak einen Witz erzählt, darf es wagen zu behaupten, er wüsste, was Schmerz ist.

Ich war an diesem Abend mit den Gedanken aber sowieso woanders. Ich dachte, so sehr ich mich auch zwingen wollte, es nicht zu tun, ständig an eine Frau namens Monika. Eine Frau, von der ich nichts wusste, außer dass sie in meinem Kopf klebte. Einen Moment lang fragte ich mich ernsthaft, ob ich vielleicht langsam verrückt wurde.

Lorna und ich nahmen getrennte Taxen nach Hause. Wir wohnten vom Kiez aus gesehen in entgegengesetzten Richtungen. Unser Abschiedskuss war ohne Leidenschaft.

Als ich zu Hause die Wohnungstür aufschloss und eigentlich nur noch müde ins Bett plumpsen wollte, hörte ich aus Oles Zimmer Jimmy Nail singen. Ole ist mein Mitbewohner. Und Jimmy Nail hört er nur, wenn er deprimiert ist. *Show me the difference, if you can, between a woman and a man*, schallte es durch den geräumigen Flur unserer topsanierten Luxus-WG in Bestlage. Ich seufzte und klopfte an Oles Tür.

»Yup«, rief er.

Ich betrat das Zimmer. Da saß er, der Ole, auf seiner Matratze. In der Hand eine Dose Maibock, im CD-Player eine Disc von Großbritanniens melancholischstem Staatsbürger und vor sich ausgebreitet ein halbes Dutzend Briefe. Man musste kein Inspektor Columbo sein, um diese Zeichen korrekt zu deuten: Liebeskummer!

Ole trug eines seiner zahlreichen karierten Baumwollhemden, das seine Neigung zum überdurchschnittlichen Bauchumfang mehr schlecht als recht kaschierte, und eine braune Cordhose. Wann immer man ihn sah, schien

sein letzter Friseurbesuch Monate zurückzuliegen, denn Oles Haupthaar glich einem Flokati. Seine fusselige Kinnpartie legte außerdem Zeugnis von seiner Aversion gegen regelmäßige Rasuren ab. Ole war kein sehr attraktiver Mensch. Er war nicht hässlich oder wirklich dick, und sein Gesicht war trotz der Bartstoppeln, die sich wie Tundragestrüpp über die Wangen und das Kinn verteilten, nicht deformiert oder Ähnliches. Ole hatte nur einfach keine wirklichen optischen Qualitäten. Dass er diesem Manko nicht mit ausgewählter Garderobe und einem vorteilhaften Haarschnitt zu trotzen versuchte, sondern lieber herumrannte wie einer von diesen Leuten, die man bei Dokumentarfilmen über Rockfestivals der 60er-Jahre immer zufrieden grinsend auf der Wiese sitzen sieht, konnte niemand so recht verstehen. Ich auch nicht. Aber was machte das schon? Ole war eben Ole.

»Liebesbriefe oder Rechnungen?«, fragte ich und wies auf das Häufchen Papier, das offensichtlich der Auslöser für Oles Frust war.

Ole hob einen der Briefe auf und las ihn mir vor: »Hallo, Teddybär. Ich bin 22 Jahre alt und studiere Jura. Genau wie du suche ich nach einer Beziehung, die mehr ist als bloß ein geregeltes, belangloses Miteinander. Ich bin ein sehr romantischer Typ, und deine Anzeige scheint mir zu verraten, dass auch du ein Mensch mit viel Gefühl bist. Ich würde dich gern treffen. Bitte melde dich doch. Nadine.«

Ich kratzte mich am Kopf. »Ich wusste gar nicht, dass du eine Kontaktanzeige aufgegeben hast.«

Ohne etwas zu sagen, fingerte mein Mitbewohner aus

einem der herumliegenden Umschläge ein Passfoto heraus und reichte es mir. Nadine hatte eine Tendenz zum Pfannkuchengesicht. Aber auf Post von einer Kate-Moss-Doppelgängerin durfte Ole wohl auch nicht hoffen.

»Klingt doch gut«, sagte ich. »Du solltest dich mit ihr treffen. Und sie sieht ja auch ziemlich ... äh ... süß aus.«

»Sehr süß sogar«, sagte Ole, der offenbar andere ästhetische Standards setzte als ich. »Und ich hatte heute Abend ein Date mit ihr.«

»Und?«, fragte ich. »Wie lief's?«

»Das ist mein sechstes Maibock«, antwortete Ole und hob die Dose hoch. »Und ich plane, im Laufe der Nacht noch einige mehr zu konsumieren. Reicht das als Antwort?«

»So schlimm?«, fragte ich.

»Yup«, sagte Ole.

»Erzähl«, forderte ich ihn auf und nahm mir ebenfalls ein Maibock aus der Tüte, die neben der Matratze stand.

»Wir hatten uns im *Fritz Bauch* verabredet«, begann Ole. »Und ich sah Nadine sofort, als ich hereinkam. Sie wirkte irgendwie wie ein Fremdkörper. Sie trug so einen rosa ... äh ... ich weiß nicht: Flauschpulli?«

»Kaschmir«, sekundierte ich.

»Whatever. Und eine Perlenkette. Jurastudentin halt. Irgendwie sah sie nicht glücklich aus.«

Das glaubte ich Ole sofort. Das *Fritz Bauch* ist eine urige Pinte im Schanzenviertel, in der man mehr Hausbesetzer und Bauwagenbewohner vorfindet als angehende Staatsanwälte, die ihnen später den Prozess machen würden.

»Ich ging also zu ihr und fragte sicherheitshalber: ›Nadine?‹ Sie sah zu mir hoch, und ihr Gesicht entgleiste. Sie war offenbar enttäuscht von mir.«

»*No offense*«, sagte ich. »Aber biste mal auf die Idee gekommen, dich für dein Date zu rasieren und in ein paar vernünftige Klamotten zu steigen?«

»Nee«, sagte Ole. »Wieso? Ich bin doch kein Blender! Ich suche keine flüchtige sexuelle Erleichterung. Wenn ich meinen Hormonhaushalt ausbalancieren will, mache ich einfach ein Date mit Fräulein Faust.« Er wedelte mit seiner linken Hand. »Mensch, Robert, ich suche eine Frau, die ich lieben kann und die mich liebt. Und dafür muss sie mich schon so sehen, wie ich wirklich bin.«

Okay. 1:0 für Ole.

»Das ist wie mit Wonderbras«, schweifte er nun ab. »Ich meine, was ist das für ein Beschiss? Da wuppen Frauen ihre Brüste hoch, erwecken den Anschein, sie wären doppelt so groß wie in Wirklichkeit. Und wenn man dann zur Sache kommt und sie aus ihren Klamotten schält und den BH öffnet ... Ups! Wo sind dann die Titten geblieben? Wie beknackt ist das? Ich habe null Problem mit Frauen, die kleine Brüste haben. Ich habe aber ein Problem mit Frauen, die das für irgendwie wichtig halten.«

Das musste man Ole lassen: Er war ein konsequenter Mensch. Trotzdem dachte ich, es wäre eine gute Idee, ihn auf den ursprünglichen Gesprächspfad zurückzuführen. Sonst hätten wir um sieben Uhr morgens noch auf seiner Matratze gesessen. »Also, ihr Gesicht entgleiste ...«

»Yup«, sagte Ole. »Nur ganz kurz, aber merklich. Als ich mich setzte und ein Bier bestellen wollte, fragte sie

gleich, ob wir nicht woanders hingehen könnten. Sie fände den Laden unappetitlich und der eine Typ am Tresen würde sie immer so anstarren. Ich sah zu dem vermeintlichen Glotzer rüber. Der Kerl war so breit, dass er vermutlich direkt durch Nadine hindurchschaute und in der hintersten Ecke der Kneipe kleine Elefanten in Ballettröckchen herumhopsen sah. Aber egal: Wir brachen also auf, und Nadine winkte draußen ein Taxi heran. Ein Taxi, das sie übrigens später wie selbstverständlich *mich* bezahlen ließ.«

»Und wo seid ihr dann hingefahren?«

»Sie wollte in die *Klimperkiste*. Noch'n Bier?«, fragte Ole und zauberte wie aus dem Nichts eine zweite Tüte voller Maibock-Dosen hervor. Er war offensichtlich wirklich fest entschlossen, seinen Frust bis zum Totalausfall mit Alkohol zu ölen.

»Danke nein«, sagte ich. »Muss morgen arbeiten.«

Ole zuckte mit den Schultern und ließ seine neue Dose zischen. »Kennst du die *Klimperkiste*?«

Ich nickte. »War mal kurz drin. Mehr so etwas für die Elterngeneration, oder?«

»Aber hallo. Da fühlst dich wie bei einem Betriebsausflug des FDP-Landesverbandes! Schlipse und Schnurrbärte und Frauen in halblangen Kostümen. Und Phil Collins in den Lautsprechern«, seufzte Ole. »Aber jedem sein Ding, oder? Nadine mochte die *Klimperkiste*. Und mir gefiel Nadine. Der Anfang unseres Dates war zwar etwas holprig verlaufen, aber im Taxi hatte sie schon ganz nett erzählt. Außerdem ist sie in Natur tatsächlich noch hübscher als auf dem Foto.«

»Kaum zu glauben«, sagte ich und warf einen weiteren flüchtigen Blick auf das Pfannkuchenbild.

»Wir hatten einen kuscheligen Eckplatz ganz hinten in der Kneipe, mit Kerzenlicht und so«, fuhr Ole fort. »Und Nadine erzählte gleich los. Von ihren zwei Schwestern, die beide schon Kinder hatten, von ihren Kommilitonen, ihrem Studiengang, ihren Zukunftsplänen. Ich sage nur: Wirtschaftsrecht.« Ole seufzte einmal mehr. »Und von ihren Hobbys. Sie ist in einer Theatergruppe und spielt Lacroix. Oder Lacoste ... oder so.«

»Du meinst Lacrosse«, half ich ihm. »Lacroix ist Dosen-suppe, und Lacoste ist eine Klamottenmarke.«

»Whatever«, murmelte Ole wieder. »Nach etwa einer Stunde fragte ich mich, ob Nadine nicht vielleicht auch etwas über *mich* erfahren sollte. Wenn es ihr ausschließlich darum ging, ihre eigene Welt zu monologisieren, hätte sie sich ja auch mit einem Kassettenrekorder verabreden können.«

Wissen Sie, was ich an Ole bewundere? Der nimmt selbst nach sieben Maibock noch Worte wie *monologisieren* in den Mund!

»Und weil Nadine mittlerweile schon beim etwas abseitigen Thema Hamburger Nahverkehr angekommen war und sich über die zunehmende Tendenz zur Verspätung bei der U-Bahn ereiferte und ich langsam das Gefühl bekam, dass die zwischenmenschliche Komponente unseres Dates etwas kurz käme, winkte ich den Rosenverkäufer herüber, der gerade durch das Lokal schlich und seine Blumen feilbot.«

»Guter Move«, lobte ich.

»Guter Move am Arsch«, schnaubte Ole. »Der Blumenmann war, glaube ich, ein Inder. Oder ein Pakistani? Egal. Ich wollte ihm also gerade eine Rose abkaufen, da nölte Nadine plötzlich los, dass sie lieber keine Blume will, weil man diese illegal eingereisten Sozialparasiten nicht unterstützen dürfe.«

»Wie bitte?«

»Das habe ich auch gesagt: Wie bitte? Ich habe gehofft, dass Nadine nur einen missglückten Witz abgesondert hat. Aber da lag ich leider falsch. »Diese Scheinasylanten ruinieren unser komplettes soziales System«, hat sie gesagt. Und: »Ich finde, man sollte sie boykottieren, wenn unsere Regierung es schon nicht schafft, sie auszuweisen. Die werden zu Hause doch nicht wirklich verfolgt, die wollen hier nur abkassieren!« Das alles sagte sie wohlgermerkt, während der Rosenverkäufer direkt neben mir stand! Der trat würdevoll den Rückzug an und ging zum Ausgang, ohne auch nur ein Wort zu sagen. Ich war völlig fassungslos.«

»Und dann?«

»Dann habe ich gesagt, dass ich mal pinkeln muss, und bin aufgestanden. Bin zum Tresen, habe der Bedienung mitgeteilt, dass diese Kuschelpulli-Eva-Braun meine Zechen mitbezahlt, und bin abgehauen.«

»Richtig!«, sagte ich. »Radikal, aber richtig.«

»Draußen habe ich dann noch den Blumenverkäufer stehen sehen und mich bei ihm entschuldigt«, fuhr Ole fort.

Ich nickte. Ole war ein guter Mensch.

»Willste 'ne Rose?«, lachte er plötzlich und griff hinter

sich. Erst jetzt sah ich, dass eingequetscht zwischen zwei Kissen hinter seinem Rücken ein in Papier eingeschlagenes Bündel mit mindestens vierzig Baccara lag. Ein Sühnekauf offensichtlich. Ich lachte auch, nahm ihm das Blumenbündel ab und sagte: »Ich stell die mal ins Wasser.«

»Ich werde mich aber trotzdem noch mit den anderen Frauen treffen«, sagte Ole und wies auf die restlichen Briefe. »Irgendwo da draußen muss doch jemand für mich sein.«

»Irgendwo da draußen ist für jeden von uns die Richtige«, versicherte ich ihm.

»So wie Lorna?«, fragte Ole mit hochgezogener Augenbraue. Ich wusste, dass er von Lorna nicht allzu viel hielt.

»Eher nicht«, gab ich zu. »Lorna nervt langsam. War kein guter Griff.« Ich überlegte kurz, ob ich Ole von Monika erzählen sollte, aber ich hatte Angst, er würde meine aufkeimende Obsession für eine völlig fremde Frau nicht verstehen. Und wer könnte es ihm verdenken?

»Is'n Scheißspiel mit der Liebe«, murmelte Ole, dem nun langsam die Augen zuzufallen drohten.

»Auf jeden Fall isses keins mit leicht durchschaubaren Regeln«, stimmte ich zu, während ich mich erhob und dabei darauf achtete, die Rosen nicht abzuknicken.

»Nacht, Alter«, brummte Ole und schaffte es noch, die halbvolle Bierdose zu seinen Büchern auf die Teekiste neben seiner Matratze zu stellen, bevor er sich in seiner Wolldecke einrollte und nahezu unverzüglich zu schnarchen begann.

Um drei Uhr lag ich schließlich im Bett. Ich hatte vorher noch die Rosen angeschnitten und in Ermangelung eines Behältnisses von angebrachter Größe in drei Vasen verteilt. Unsere Küche sah aus wie eine Filiale von *Blume 2000*.

In dieser Nacht hatte ich einen Traum. Und zwar von Monika! Ich träumte von ihren grünen Augen und ihrem Lachen. Sie saß in einem Korbstuhl, trug ein geblühtes Sommerkleid und schwenkte einen Quittungsblock. *Hol mich ab*, strahlte sie mich an. *Hol mich ab! In drei Stunden bin ich fertig!* Dann wachte ich auf. Ich atmete schwer. Sigmund Freud hätte seine Freude an mir gehabt.

»Glaubst du an Liebe auf den ersten Blick?«, fragte ich Ole fünf Stunden später beim Frühstück.

»Du, Robert, ich mag dich auch. Aber ich bevorzuge Frauen«, grinste er. Man muss Respekt haben vor einem Mann, der sich nur 300 Minuten zuvor dreieinhalb Liter Starkbier einverleibt hatte und nun schon wieder gut gelaunt alberne Witze absonderte.

»Ha ha«, sagte ich. »Im Ernst: Du bist doch Mediziner. Gibt es womöglich irgendein Das-ist-die-Richtige-Meldungshormon? Oder irgendwelche elektromagnetische Sympathiestrahlung oder so etwas?«

»Erstens«, lächelte Ole, »bin ich kein Mediziner, sondern Medizinstudent im vierten Semester. Und zweitens hege ich eine fundamentale Verachtung für Leute, die so etwas Wunderbares wie die Liebe auf biochemische Vorgänge zu reduzieren versuchen.«

»Okay, dann frage ich dich nicht als Mediziner, sondern als Romantiker: Glaubst du an Liebe auf den ersten Blick?«

»Als Romantiker: Ja. Unbedingt. Ich glaube, dass zwischen zwei Menschen schon beim ersten Händedruck Funken sprühen können, dass sich zwei Seelen binnen Sekunden verbinden, verknoten, auf ewig zusammenschweißen. Aber ich habe so meine Zweifel, ob es besonders häufig vorkommt, dass sich eben diese zwei Menschen tatsächlich treffen. Meine große Liebe wohnt vermutlich in der Kalahari.«

Ich sagte nichts.

»Wieso fragst du?«, wollte Ole wissen. »Gibt es da etwas, was du mir erzählen willst?«

»Weiß ich noch nicht«, antwortete ich wahrheitsgemäß. »Mir ist gestern etwas Seltsames passiert, und ich weiß noch nicht, was ich davon halten soll.«

»Mmh«, brummte Ole und nahm einen weiteren Schluck aus dem Kaffeebecher. »Halt mich auf dem Laufenden, okay?«

»Mach ich«, versprach ich.